GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?

Opitz-Belakhal, Claudia

2013

https://doi.org/10.25595/693

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Opitz-Belakhal, Claudia: *Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 31 (2013) Nr: 1, 155-159. DOI: https://doi.org/10.25595/693.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2013-0128

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Claudia Opitz-Belakhal

Was ist und wozu heute noch feministische Theorie?

Die Frage ist gleichzeitig schmerzhaft und ärgerlich, aufrüttelnd und anregend: Wozu heute noch feministische Theorie – und was das (heute) eigentlich ist?

Als »Siebenundsiebzigerin« – eine Person also, die in den 1970er-Jahren als Mitt-Zwanzigerin ihr »coming out« als Feministin, genauer: als autonome Frauenbewegte hatte –, bin ich es von jung an gewohnt, mich selbst als Feministin zu bezeichnen und auch gewohnt, mich dafür rechtfertigen zu müssen. Nach über vierzig Jahren ist es weiterhin (oder erneut) notwendig, sich dafür zu rechtfertigen?! Seit fast vierzig Jahren in allen möglichen und unmöglichen Situationen, Kommissionen, Resolutionen, Argumentationen gegen Diskriminierung einzustehen, mich für die Chancengleichheit von Frauen (und gelegentlich auch Männern, z. B. jungen Vätern) einzusetzen, mich über herablassende oder klar frauenfeindliche, sexistische Kommentare hinwegzusetzen?!

Gleichzeitig und umgekehrt hat mich die feministische Kritik, diese grundlegende Reflexion, ja, die fundamentale Infragestellung alles Bisherigen als Wissenschaftlerin und Historikerin grundlegend geprägt und immer fasziniert. Die ersten »Frauenseminare« 1977 an der Universität Konstanz haben mir den Weg geebnet in eigenständige Forschungen in meinem Fachgebiet, der Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit – und sie haben mir erlaubt, ebenso wie die ersten »Frauentagungen« Ende der 1970er- und zu Beginn der 1980er-Jahre, mich mit anderen Gleichgesinnten zu vernetzen, auch über die Grenzen meiner Disziplin hinaus, lange bevor die Idee einer systematischen Nachwuchs- und DoktorandInnenförderung in Graduiertenkollegs oder Exzellenzclustern in den hohen Gremien der Wissenschaft geboren war. Ich hatte dadurch auch schon weit früher als meine Fachkollegen Einblick in Theoriedebatten angrenzender Wissenschaften und der so genannten »Postmoderne« – und ich musste früh lernen, mich auch gegenüber Nicht-FachkollegInnen verständlich zu machen und für ein breites Publikum zu schreiben, das es im Kontext der Frauenbewegung auch und gerade für meine etwas entlegenen Forschungsthemen (»Frauenalltag im Mittelalter«) gab.

Insofern ist mir der Bezug zu Frauenbewegung und Feminismus sehr selbstverständlich geworden, auch in intellektueller Hinsicht. Dennoch gehöre ich zu denjenigen, die sich früh auch (selbst-)kritisch mit klassischen Texten der Frauenbewegung und des Feminismus auseinandergesetzt haben. Als Historikerin war es mir ein Bedürfnis, gesellschaftliche Machtprozesse nicht linear oder monokausal zu erklären; Theoriebestände des Marxismus waren mir bezüglich

der »Frauenfrage« nicht differenziert genug, zumal um vorindustrielle Entwicklungen zu erklären. Gleichzeitig waren für mich, wie für die meisten Historikerinnen, zur Erklärung von Welt und Geschichte auch Männer als soziale Gruppe von Interesse; das »Patriarchat« war für mich, ähnlich wie das »Matriarchat«, ein historiographisches oder jedenfalls ideologisches Konstrukt, das historisch-empirisch schwer zu fassen und daher als wissenschaftlicher Erklärungsansatz wenig hilfreich war und ist.

Die »Erfindung« der Kategorie Geschlecht in den 1980ern war für mich daher eine logische Weiterentwicklung kritischer, auch selbst-kritischer feministischer Reflexion und eine Radikalisierung feministischer Theorie und Kritik, keine Ent-Politisierung, Schwächung oder gar »Verrat« an der feministischen Sache, wie dies manche Forscherinnen und vor allem Aktivistinnen empfanden (vgl. Scott 1994). Es stimmt sicherlich: Durch die Infragestellung der Kategorie »Frau« / »Frauen« oder genauer: ihre Relationalisierung im Theorie-Raster der Geschlechterforschung erfolgte auch eine gewisse Relativierung bis dahin gültiger feministischer Positionen, allen voran des Differenz-Feminismus italienischer Prägung. Andererseits eröffnete und eröffnet die Kategorie Geschlecht eine Multi-Perspektive, die sich weit über die Analyse der Beziehungen zwischen Frauen und »Patriarchat«, zwischen Frauen und Männern und Frauen und Frauen (und umgekehrt) auf im Prinzip alle Formen gesellschaftlicher Diskriminierungen und Herrschaftsprozesse (*Race, Class, Sex and Gender*, Alter, Stand usw.) beziehen kann und damit ein Vielfaches an analytischem Potential bietet – wenn auch die politische Handlungsfähigkeit bisweilen darunter leidet, dass sich nun Frauen durchaus auch als »Täterinnen« oder »Mit-Täterinnen« wahrnehmen müssen und ein simples Schwarz-Weiß-Schema gesellschaftlicher Machtverhältnisse und -prozesse einer bunten, komplexen und komplizierten Vielfalt an Relationen und Hierarchien weichen musste.

»Geschlecht« als feministische und wissenschaftliche Ressource

Die Kategorie Geschlecht, die Reflexion über Geschlechterdifferenzen, -identitäten, -hierarchien usw. ist damit zu einer unverzichtbaren Ressource für meine Forschungen geworden – und ich habe die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben, dass sie das auch für mein Fach und alle angrenzenden Fachgebiete werden kann. Um rasch die Probe aufs Exempel zu machen, kann man sich fragen: Was wäre, wenn es die Kategorie Geschlecht und damit die feministische (Frauen- und Geschlechter-)Geschichtsforschung nicht gegeben hätte und nicht gäbe? Die Geschichte der Frauenbewegungen läge ebenso im Dunkeln wie weite Teile der historischen Familienforschung, der Erforschung von (Homo-) Sexualitäten aus weiblicher Sicht und von weiblicher (sexueller oder anderer) Kriminalität. Wir wüssten nichts vom frühneuzeitlichen »Ehe- und Arbeitspaar«

(Wunder 1992), wenig von der reformatorischen »Moralpolitik« und kaum etwas von vormoderner und moderner Ehescheidungspraxis oder von der Geschichte von »Kindsmord«, Abtreibung, Geburtenkontrolle oder Eugenik.

Ebenso wenig wüssten wir über den epochenspezifischen Körper, da es wohl kaum eine »Geschichte unter der Haut« (Duden 1987) gäbe, und keiner hätte wohl gefragt, warum »Säugetiere« Säugetiere heißen und wie »Rasse« und »Geschlecht« wissenschaftsgeschichtlich zusammenhängen (vgl. Schiebinger 1995). Das aus der Antike stammende Galensche *one-sex-model* wäre vielleicht nie ans Licht einer breiteren Öffentlichkeit gekommen und wir wüssten nicht, wie durchlässig in früheren Jahrhunderten die Grenze zwischen weiblichem und männlichem Körper war bzw. gedacht wurde, nein, wir würden heute vielleicht alle noch daran glauben, dass die Zweigeschlechtlichkeit so alt ist wie die Welt (vgl. Laqueur 1992).

Die Geschlechtergeschichte hat darüber hinaus die »große Erzählung« von den Segnungen der Moderne grundsätzlich in Zweifel gezogen. Seit Joan Kelly 1977 fragte, *Did women have a Renaissance* – und dies verneinte (vgl. Kelly 1989) – ist die Geschichtserzählung von der Befreiung des Menschen aus seiner selbst- oder fremdverschuldeten Unmündigkeit als männlich codiertes Narrativ sichtbar geworden, als Befreiung oder jedenfalls Individualisierung des Mannes (genauer: des »weißen / westlichen Mannes«) zulasten der Frau(en); damit sind die Grundlagen des westlich-europäischen Selbstverständnisses wohl ebenso effektiv in Frage gestellt worden wie durch den Ansturm postkolonialer Kritik – die sich ja im Übrigen die feministische Weltbetrachtung durchaus bereitwillig angeschlossen hat und die durch sie weitergetragen wurde (vgl. Hunt 1998).

Und mehr noch, wie Historiographinnen der Geschlechtergeschichte unisono – und zurecht – betonen, verdanken sich der »linguistic turn« und die Genese der »Neuen Kulturgeschichte« vor allem im deutschsprachigen Raum ganz wesentlich den skeptischen Fragen, die Forscherinnen an die etablierten Narrative und Kategorien der Politik- und Sozialgeschichte stellten. Die grundlegende Abtrennung von vermeintlich »Privatem« gegenüber dem Öffentlichen bzw. der politischen Öffentlichkeit war, wie die feministische Forschung gezeigt hat, nicht nur einer der Hauptgründe für die Vermännlichung der Geschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert, sondern sie war auch eine wesentliche Ursache für das Verschwinden von wichtigen Themen aus der historischen Forschung – etwa Familie und Haushalt, Sexualität und Körper, Ehe und Geschlechterordnung und deren politische und gesellschaftliche Verfasstheit und ihr Wandel – ganz zu schweigen vom »Vergessen« oder »Übersehen« der Leistungen und Tätigkeiten von weiblichen Akteuren im politischen Raum, von der weiblichen Regentschaft bis zur weiblichen Sozialarbeit und -politik, vom Hungeraufstand bis zur »Erklärung der Frauen- und Bürgerinnenrechte« und der Suffragetten-Demonstrationen. All diese Themen spielen dagegen in der geschlechtergeschichtlichen Forschung schon seit längerem eine immer wichtigere Rolle und machen deut-

lich, dass die Trennung von Privatem und Öffentlichkeit eigentlich hinfällig sein müsste – oder genauer, dass es sich um ein Konzept des 19. Jahrhunderts handelt, das künftig – ganz ähnlich wie die Trennung von »Natur« und »Kultur« und deren respektiven Zuordnungen zum männlichen oder weiblichen Geschlecht (vgl. McCormack 1989) – als wissenschaftliche (Fehl-)Leistung gelten kann, die letztlich zu einer völligen Neuvermessung des Politischen und damit auch des Historischen führen muss.

Dies alles in Frage zu stellen durch Obsolet-Erklären der feministischen (Forschungs-) Aktivitäten in Gegenwart und Zukunft wäre nicht nur undankbar, sondern schlicht unsinnig und ein erheblicher Verlust an intellektueller Kapazität wie an Forschungspotential. Allerdings kommt diese Infragestellung feministischer Aktivitäten in der Vergangenheit nicht ganz überraschend – sie ist gleichsam ein Signum des Feminismus selbst. Wie wir aus der Geschichte feministischer Bewegungen und Debatten lernen können, sind diese mehr als alles andere durch Brüche charakterisiert. Die französische Philosophin Geneviève Fraisse hat in einem aus meiner Sicht epochemachenden Artikel 1984 bereits auf diesen »Webfehler« feministischer Theorie und Kritik hingewiesen, der aus ihrer Sicht vor allem auch daraus resultiert, dass gerade der Feminismus eine radikale Infragestellung aller gesellschaftlichen Hierarchien mit sich brachte oder bringen könnte. Sie schreibt, dass das entscheidende Charakteristikum der Geschichte des Feminismus die Tatsache ist, dass er keine (kontinuierliche) Geschichte hat, »dass er negiert wird im Moment selbst, wo er geschieht«, denn er provoziert ständig Missachtung und das Verbot der Anerkennung (*une méconaisssance et une interdiction de reconnaissance*) (Fraisse 1984, 200). Es gibt keine Institution, die für die Geschichte des Feminismus »zuständig« war und ist – der Feminismus ist durch und durch »Opposition« zu allen (männlich geprägten) Institutionen, nicht zuletzt auch deshalb, weil er mit anderen Begriffen und Konzepten definiert bzw. analysiert werden muss als alle anderen sozialen Bewegungen. Dennoch, oder gerade deshalb, weist Fraisse der Erforschung der Geschichte des Feminismus einen zentralen Stellenwert für die feministische Geschichtsforschung insgesamt zu. Denn durch ihn werden Frauen zu historischen wie letztlich auch zu politischen Subjekten – auch wenn diese Subjektwerdung durch und durch paradox ist, da ja erst durch die geschlechtliche Differenz zwischen Männern und Frauen der Ausschluss aus der politischen Sphäre wie aber auch die feministische Selbst-Ermächtigung, die weibliche Subjektwerdung möglich sind, wie Joan Scott zehn Jahre später in ihrer Diskursanalyse der Menschenrechtsdebatten aus weiblicher Sicht offen legte (vgl. Scott 1994a).

Tatsächlich herrschte in feministischen Kreisen lange Zeit (und z. T. immer noch) die Vorstellung vor, Feminismus sei ein »revolutionäres« Anliegen – und könne und müsse daher radikal, aber auch zeitlich begrenzt sein. Das ist meines Erachtens ein Missverständnis, das die kulturrevolutionäre Grundkonstitution feministischer Politik und Kritik verkennt (vgl. Opitz-Belakhal 2004). Feminis-

mus ist ein radikales, ein in diesem Sinn »umstürzlerisches« Projekt, aber keines, das sich rasch erledigen ließe, ganz im Gegenteil – und es ist ein Projekt, das wie jedes demokratische Ansinnen (»Freiheit«, »Gleichheit«) grundsätzlich gefährdet und angreifbar ist. Es ist aber auch eines, das zu jeder Zeit kritisch reflektiert und verändert werden kann und muss. Und dafür braucht es feministische Theorie, feministische Praxis und schließlich auch die *feministischen studien*, eine der erfolgreichsten wissenschaftlichen Zeitschriften, die es in diesem Feld je gegeben hat!

Literatur

Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart.

Fraisse, Geneviève (1984): Singularité féministe: Historiographie critique de l'histoire du féminisme en France. In: Perrot, Michelle (Hrsg.): Une histoire des femmes est-elle possible? Marseille, 190–204 [dtsch. (1985): Feministische Singularität: Kritische Historiographie der Geschichte des Feminismus in Frankreich. In: feministische studien 4, H. 2, 134–140].

Hunt, Lynn (1998): The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History. In: Medick, Hans / Trepp, Anne-Charlott (Hrsg.): Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Göttingen, 59–97.

Kelly-Gadol, Joan (1989): Gab es Renaissance für Frauen? In: Schaeffer-Hegel, Barbara / Watson-Franke, Barbara (Hrsg.): Männer, Mythos, Wissenschaft. Grundlagen zur feministischen Wissenschaftskritik. Pfaffenweiler, 33–65.

Laqueur, Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a. M. / New York.

MacCormack, Carol P. (1989): Natur, Kultur und Geschlecht. Eine Kritik. In: Arbeitsgruppe Ethnologie Wien (Hrsg.): Von fremden Frauen. Frausein und Geschlechterbeziehungen in nichtindustriellen Gesellschaften. Frankfurt a. M., 68–99.

Opitz-Belakhal, Claudia (2008): Nach der Gender-Forschung ist vor der Gender-Forschung. Plädoyer für die historische Perspektive in der Geschlechterforschung. In: Casale, Rita / Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld, 3–28.

Schiebinger, Londa (1995): Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft. Stuttgart.

Scott, Joan (1994): Gender: eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, Nancy (Hrsg.): Selbst Bewusst. Frauen in den USA. Leipzig, 27–75.

Scott, Joan W., (1994a): Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man. Ithaca / London.

Wunder, Heide (1992): Er ist die Sonn', sie ist der Mond. Frauen in der Frühen Neuzeit. München.